

Werk

Label: Periodical issue

Ort: Berlin

Jahr: 1904

PURL: https://resolver.sub.uni-goettingen.de/purl?523137273_0006|log65

Kontakt/Contact

[Digizeitschriften e.V.](#)
SUB Göttingen
Platz der Göttinger Sieben 1
37073 Göttingen

✉ info@digizeitschriften.de

Die Denkmalpflege.

Herausgegeben von der Schriftleitung des Zentralblattes der Bauverwaltung, W. Wilhelmstraße 89.

Schriftleiter: Otto Sarrazin und Friedrich Schultze.

VI. Jahrgang.
Nr. 11.

Erscheint alle 3 bis 4 Wochen. Jährlich 16 Bogen. — Geschäftsstelle: W. Wilhelmstr. 90. — Bezugspreis einschl. Abtragen, durch Post- oder Streifbandzusendung oder im Buchhandel jährlich 8 Mark; für das Ausland 8,50 Mark. Für die Abnehmer des Zentralblattes der Bauverwaltung jährlich 6 Mark.

Berlin, 24. August
1904.

[Alle Rechte vorbehalten.]

Harzer Fachwerkbauten,

ein Beitrag zur Förderung bodenständiger Bauart.

Vom Regierungs- und Baurat v. Behr in Trier.



Abb. 1. Stolberg im Südharz.

Es ist eine oft gehörte Klage, daß, wie die alten eigenartigen Volkstrachten fast ganz aus den meisten deutschen Gegenden verschwunden sind, auch die alte, jedem Gau eigene Bauart in den wenigen noch erhaltenen Beispielen zu verschwinden drohe, wenn nicht von maßgebender Stelle dem unbesonnenen Zerstörungsdrange und der alles gleichmachenden Neuerungssucht Einhalt geboten würde. Es liegt auf der Hand, daß die Macht der Staatsverwaltung an der Grenze des Privateigentums eine Schranke findet, die sie nicht überschreiten kann und darf. Selbst ein Denkmalschutzgesetz würde nicht imstande sein, alles wertvolle Alte zu erhalten, wenn das berechnete Privatinteresse etwas Neues gebieterisch verlangt, solange nicht öffentliche Mittel in einem derartigen Maße zur Verfügung stehen, daß jeder Privatanpruch daraus entschädigt und befriedigt werden kann. Wie es bei der Erhaltung der großen, kunstgeschichtlich wertvollsten Denkmäler im letzten Grunde weniger darauf ankommt, daß ein solch altherwürdiges Kunstdenkmal gleichsam als ein Gegenstand der Verehrung sorgsam vor Vernichtung bewahrt wird, als vielmehr darauf, daß durch die dauernde Einwirkung desselben auf das lebende Geschlecht in diesem der Sinn und das Verständnis für das geschichtlich Gewordene und für monumentale Kunst lebendig erhalten wird, so wird auch die Fürsorge für die Erhaltung volks-

tümlicher, bodenständiger Bauart den Hauptzweck nie aus dem Auge verlieren dürfen, die Liebe zur Heimat und das Verständnis heimischer Kunstweise von neuem zu beleben. Denn es kann nicht gelegnet werden, daß die vielbeklagte Vorliebe und Neigung, das minderwertige, unkünstlerische und nüchterne Neue an die Stelle des echten, künstlerisch wertvollen und eigenartigen Alten zu setzen, lediglich begründet ist in dem völligen Erlöschen fast jeglichen Kunstgefühls und Kunstverständnisses in den breiten Schichten der Bevölkerung.

Wenn man eine Besserung erzielen will, so gibt es nur einen Weg: die Wiedererweckung des erstorbenen Sinnes für heimatliche Kunstweise. Noch gibt es ja einige Winkel und Orte in deutschen Landen, wo nicht nur vereinzelt, wie ein Fremdling, ein altes Haus hier und da sich findet, das als Merkwürdigkeit den Reisenden gezeigt wird, sondern wo ganze Straßen (vergl. Abb. 2) noch den alten Charakter behalten haben, wo Giebel und Erker, alte Haustüren und Bleischieben gute Nachbarschaft halten und uns von den alten Zeiten plaudern möchten, wenn statt des gesparten Gas- oder elektrischen Lichtes einmal der Mond mit traulichem Schimmer seine alten lieben Bekannte, das schwankende Wirtshausschild und die rostige Wetterfahne grüßt, oder mit dem blanken Messingklopper liebäugelt.

Solch ein Ort ist Stolberg im Südharz (Abb. 1), wo die vier Talstraßen, das Sudetal, Kaltetal, Wildetal und Tyratal, zusammen-
treffen an dem Marktplatz, mit dem durch ein Scherzwort bekannten Rathause, dessen Keller drei Treppen hoch liegt und das, obwohl dreigeschossig, selbst keine Treppe hat. Dieses Haus und das in

der Bahnhofstraße belegene „Konsistorium“ sind die zwei stattlichsten Gebäude des Ortes und wie fast alle Häuser Stolbergs aus Fachwerk erbaut. Das Rathaus (Abb. 3) bietet außer seiner bedeutenden Größe von 25 Gefachen Breite nichts besonders Bemerkenswertes, da die zwei unteren in Massivbau errichteten Geschosse ein oberstes Fachwerkgeschloß tragen, das in denkbar einfachster Weise nur aus Schwellen, Rähmen, Brüstungsriegeln und senkrechten Stielen besteht, die an vier Stellen durch einfache Streben versteift sind. Aber es liegt in dem schlechten Bauwerk, das sich, der Straßenkrümmung in seiner langen Front folgend, mit der Rückseite an den steilen,



Abb. 2. Blick in die Ritterstraße in Stolberg.

hohen Schloßberg anlehnt, so daß der oben angelegte Keller mit dem dritten Geschoß in gleicher Höhe liegt, etwas Urwüchsigderbes. Auch das hohe, in der First schon stark durchgebogene Dach ist ganz schmucklos, nur von zwei einfachen Dachluken und einem kleinen Schornstein belebt. Die breite und hohe Freier- oder Straßentreppe an dem freien Giebel des Rathauses, welche zum Schloßberg, zum Kirchplatz und zum „Keller“ des Rathauses hinauf- führt, bildet auch zugleich den Zugang zu den oberen Geschossen, welche im Inneren die gleiche einfache und derbe Bauart aufweisen. Die mächtigen Deckenbalken über den ehemals großen durchgehenden Saalräumen, welche jetzt in einzelne Amtsräume aufgeteilt sind, werden von achteckigen Holzstützen mit zum Teil doppelten Sattelhölzern und steil geschwungenen glatten Kopfbändern getragen und diese dreifach übereinander gelegten Unterzüge durch eine eigenartige, die Form einer Wäscheklammer nachahmende Bildung des Kopfstückes der Stütze zusammengehalten (Abb. 4). Diese Form und Verbindung der Hölzer, ebenso wie die an dem Fachwerkgeschoß mit den steil geschwungenen glatten Kraghölzern, der einfach abgekanteten Fensterbrüstungslatte und den überblatteten wenigen Streben, sind die Merkmale der gotischen Bauweise des 15. Jahrhunderts, aus welcher sich im ganzen Harz nur noch wenige Beispiele erhalten haben. Nur in Stolberg ist diese noch mehrfach vertreten, wie wir weiter unten sehen werden. Die Erbauungszeit des Rathauses wird auf 1451 bezw. 1482 angegeben.

Als Vertreter der um 100 Jahre jüngeren Bauweise der Renaissance tritt uns das weit stattlichere Konsistorialgebäude (Abb. 16) in der das Tyratal entlang ziehenden Bahnhofstraße entgegen, weit vorgekragte obere Fachwerkgeschosse über einem unteren, das mit dem massiven Untergeschosse in einer Flucht liegt, in der Mitte durchteilt von einem viergeschossigen Fachwerkerker, der auf zwei Steinkonsolen über dem Eingange ruhend, um ein volles Geschoß die Firstlinie des Gebäudes überragt und mit einem vieleckig abgewahnten Dache abschließt. Die Kennzeichen der Renaissance im Fachwerkbau sind der Fächerschmuck auf dem Knotenpunkte der Fußstreben, die Schiffkehlenverzierung an den Schwellen zwischen den profilierten Balkenköpfen, die Profilierung



Abb. 3. Rathaus in Stolberg.

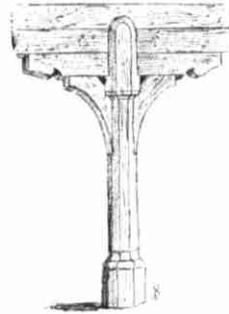


Abb. 4. Stolberg. Holzstütze im Rathaus.

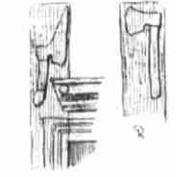


Abb. 7. Stolberg. Neustadt 56.

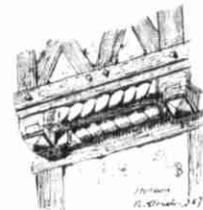


Abb. 8. Stolberg. Ritterstraße 387.

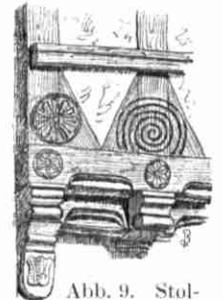


Abb. 9. Stolberg. Bahnhofstr. 306 (Weidlich).

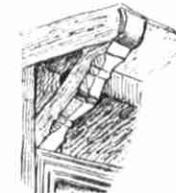


Abb. 10. Stolberg. Ritterstraße 332.

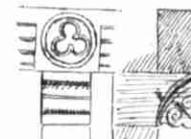


Abb. 12. Stolberg. Neustadt 154.



Abb. 11. Stolberg. Ritterstraße 333.

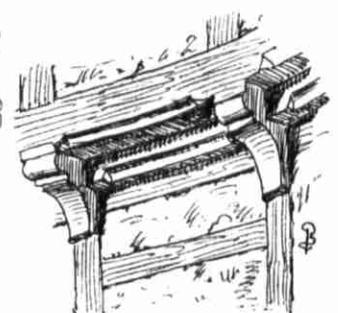


Abb. 13. Stolberg. Ludetal 386.

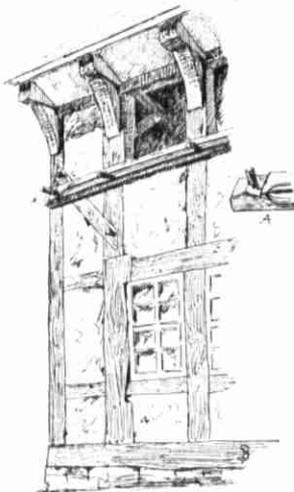


Abb. 5. Stolberg. Ritterstr. 338/39.

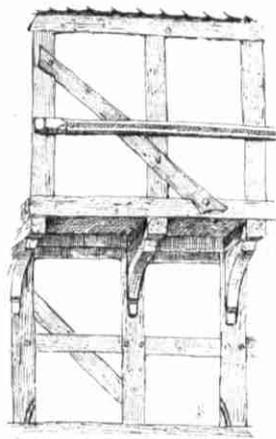


Abb. 6. Stolberg. Neustadt 149.



Abb. 14. Stolberg. Ritterstraße 333.

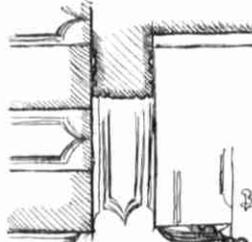


Abb. 15. Stolberg. Winkel 131. Decke.

vor. Das erste, zwischen Nr. 338 und 339 in der Ritterstraße belegen, enthält zwei Geschosse, die in einer Flucht, ohne Vorsprung des oberen, aus durchgehenden Stielen errichtet sind, aber ein weit vortretendes Dach haben, dessen Balken mit steil geschwungenen Streben unterstutzt sind, während die Zwischenräume zwischen den Balken-

köpfen mit schrägen Windbrettern geschlossen sind. Unter den Fenster- oder Lukenöffnungen des Obergeschosses ist eine kräftig profilierte Brüstungslatte mit weit vortretenden Holzstäben vor die Stiele geheftet.

der Kraghölzer und der Fensterbrüstungslatte. Eine Inschrift auf der untersten Setzschwelle nennt das Jahr 1535 als Erbauungsjahr dieses Gebäudes, welches ursprünglich die Kanzlei oder die Münze enthielt.

Von der älteren gotischen Bauweise, welche das Rathaus uns in großartigster Weise zeigte, finden sich nur noch wenige Beispiele. Abb. 5 und 6 führen zwei besonders kennzeichnende Gebäude der Art

Eine kurze Strebe ist mit etwas geringer vortretenden Holzstäben auf die zwei letzten Stiele geblattet. Abb. 6, Nr. 149 Neustadt, zeigt ein auf geschwungenen Kraghölzern weit vorgezogenes Obergeschoß mit abgekanteter Brüstungslatte und einer langen Strebe, die mit schwalbenschwanzförmigem Blatte den Eckstiel mit der Schwelle verbindet und über zwei Gefache reicht. Eine hübsche Gruppierung zeigt das auch noch in der alten schlichten Bauweise



Abb. 16. Konsistorialgebäude in Stolberg.

errichtete Haus Nr. 335 Ritterstraße, Abb. 2, dreigeschossig, mit starken Geschoßvorkragungen.

Weit zahlreicher sind die Renaissancehäuser. Abb. 17, Neustadt Nr. 150, gibt das vollständige System eines solchen in drei Geschossen. So prächtig dekorativ sich eine Achse aufbaut, wirkt doch die lange Front der dreizehn gleichmäßig behandelten Gefache etwas eintönig und ermüdend, wozu noch wesentlich der Mangel einer dazu passenden Haustür beiträgt. Wie wirkungsvoll diese in den einfachsten Formen gebildet wurde, zeigen die drei Beispiele in den Abbildungen 18 bis 20. Musterhaft ist die Einfügung der breiten Ritterbogenöffnung in die Breite der zwei Gefache, wobei der mittlere Stil durch eine ungewöhnliche starke Überdeckung des Tores abgefangen werden mußte. (Beide Rundbogentore sind leider neuerdings durch neue Türanlagen, die gar nicht zu dem Hause passen, ersetzt.) Ebenso geschickt ist aber auch in Abb. 20 die schmale Tür in die dreiteilige, etwas tiefer gezogene Wand der Diele eingefügt, wobei die Holznägel mit verzierten großen Köpfen als wirksame Schmuckstücke verwendet sind. An die Stelle des Fächerschmuckes ist an diesem, aus dem 17. Jahrhundert (1672) herrührenden Gebäude schon die Füllung der Fensterbrüstungen mit Zierkreuzen getreten, und die Eckverstrebung hat die Form des Flechtwerks angenommen. Abb. 21 gibt das ganze System des Hauses in skizzenhafter Darstellung. Ähnliche Türbildungen sind noch vorhanden an Nr. 401 Ritterstraße, wo das niedrige schmale Türoberlicht noch die runden, in Blei gefaßten Scheiben enthält, und an dem letzten Häuschen in der alten Mark am Wege nach Auerberg vom Jahre 1707, das in dem kräftig zusammengesetzten und mit starken Holznägeln gezielten Rahmen noch den alten quer geteilten Türflügel besitzt (Abb. 22). Die Ecke einer Tür mit geradem Sturz und einer profilierten Türbekleidung, welche der heute üblichen schon nahe kommt, zeigt Abb. 23, Nr. 393 Ritterstraße. Der Türflügel ist bereits mit zaekig gemusterten Brettchen auf der Außenseite verkleidet, die mit breitköpfigen, schmiedeeisernen Nägeln in regelmäßigen Abständen geheftet sind, aber das aus vollem Holz gearbeitete Bekrönungsgesims setzt noch gegen die Kante der Bekleidung zurück. Dieselbe Abbildung zeigt das Muster einer Fensterbrüstungsfüllung vom ersten Stock desselben Hauses. Einen breiten Torweg mit geradem Sturz,

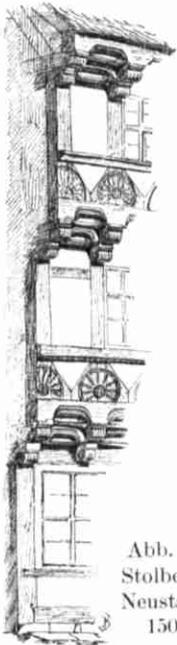


Abb. 17. Stolberg, Neustadt 150.



Abb. 18. Stolberg, Ritterstr. 389.



Abb. 19. Stolberg, Winkel 131.

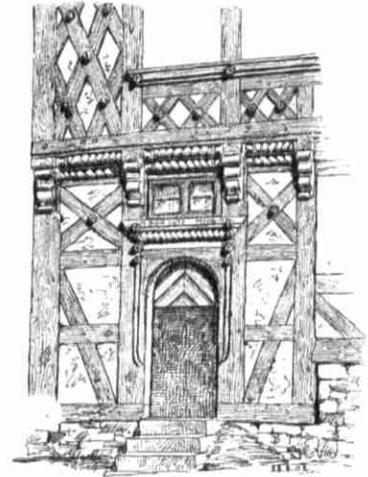


Abb. 20. Stolberg, Töpfergasse 63.



Abb. 21. Stolberg, Töpfergasse 63.



Abb. 22. Stolberg, Weg n. Auerberg.

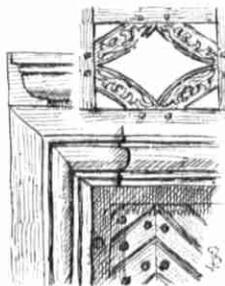


Abb. 23. Stolberg, Ritterstr. 393.



Abb. 24. Stolberg, Preußischer Hof, Innentür.



Abb. 25. Stolberg, Ritterstr. 336.

der, um die Last zweier Fachwerkstiele aufzunehmen, ganz außerordentliche Maße erhalten hat, besitzt das Haus Nr. 336 Ritterstraße (Abb. 25). Dasselbe zeichnet sich auch durch eine breite Auslucht auf der rechten Seite aus, die gewaltige Holzstärken in alter Konstruktionsweise zeigt. Steinkonstruktion läßt Abb. 24 bei einer kleinen Tür im Flurgange des Gasthauses zum Preußischen Hof fast vermuten.

Eigenartige Verzierungen an den Türsturzen und Stielen, welche auf das Gewerbe des Besitzers Bezug haben und das Ladenschild in monumentaler Weise ersetzen, bemerkten wir schon auf Abb. 18 bei der Tür am Hause des Metzgers Hentz Neugeborn von 1563, wo die Bilder von zwei Rindern, in ihrer langgestreckten Gestalt mehr Teckeln gleichend, und das Metzgergerät, zwei Messer und ein Löffel, das Gewerbe des Besitzers kennzeichnen. Ähnliche Kennzeichen sind auch an der Tür eines Zimmermeisterhauses, Neustadt Nr. 56, angebracht (Abb. 7), das außer den mit einem Beil und einer Axt verzierten Türpfosten auf der Setzschwelle die Inschrift trägt: Anno · Hans Christoph Lintisch · 1694.

Das System der Fachwerkkonstruktion, welches wir in der für die Renaissancezeit bezeichnenden Form am Konsistorialgebäude und an dem Hause Nr. 150 der Neustadt kennen lernten, erfuhr in Einzelheiten der Formgebung erklärlicher Weise mancherlei Abwechslung. So treten an die Stelle der am häufigsten vorkommenden kräftigen Schiffskehle (Abb. 9) als Verzierung der Setzschwelle in späterer Zeit die Verzierung des gedrehten Taues (Abb. 8), Nr. 387 Ritter-

straße, an Stelle des Fächerschmuckes auf dem Knotenpunkt der Fußstreben in früherer Zeit der volle Kreis mit radialen Einkerbungen oder die Spirale (Abb. 9), Nr. 306 Bahnhofstraße. Dasselbst hat auch das der Konsolform sich nähernde Kragholz noch am unteren Ende das bezeichnende Wappenschild, und über dem Balkenkopf ist die Fläche der Setzschwelle mit einem verzierten Kreis in Kerbschnitt ausgezeichnet. An dieser Stelle pflegte die der gotischen nahestehende Zeit einen Drei- oder Vierpaß anzubringen, wie man es in etwas weicher Fassung noch an dem Hause Nr. 154 der Neustadt bemerkt (Abb. 12). Dieses Beispiel zeigt auch eine der Gotik eigene Form des Balkenkopfes, die am Balkenkopf scharf abgeschnittene, flache Profilierung der Setzschwelle und das glatte Kragholz. Eine recht enge Verschmelzung des letzteren mit dem Balkenkopf, wobei die Bestimmung der Träger deutlich zum Ausdruck gebracht wird, zeigt Abb. 13 bei dem Hause Nr. 386, Ludetal. Bei weiteren Auskragungen wendete man freie Streben an, wie Abb. 10 in Nr. 332 Ritterstraße und Abb. 11 aus dem Hospital, Nr. 333 Ritterstraße, vom Inneren der Diele es zeigen. Aus demselben Hause rührt auch die in ihrer Einfachheit gut wirkende Brüstungsverzierung (Abb. 14) her.

Die Balkendecken sind durchweg geputzt und geweißt, aber so, daß die Balken etwa 12 bis 15 cm vor der glatt geputzten Zwischen- decke die Unterzüge in voller Stärke vortreten und sowohl auf der Unterfläche wie an den Kanten bezw. Seitenflächen profiliert sind. Abb. 15 zeigt die Deckenbildung in dem bereits aus Abb. 19 bekannten Hause, Nr. 131 Winkel, von 1575. (Schluß folgt.)

Schallgefäße in mittelalterlichen Kirchen.

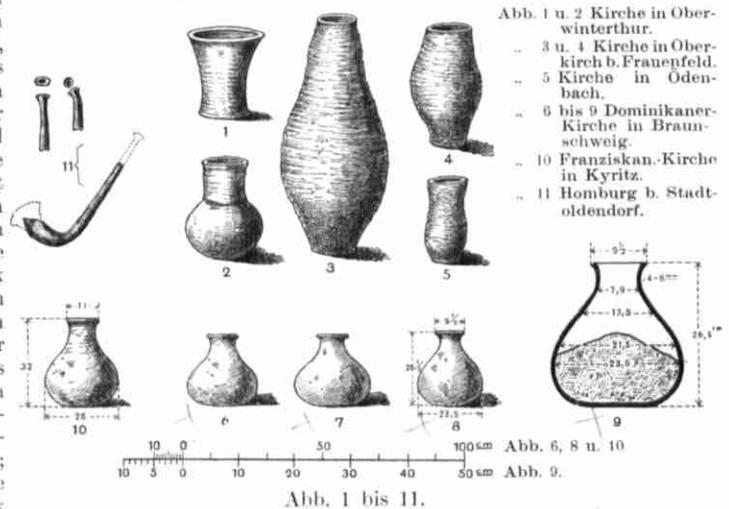
Die Kirchen der im dreizehnten Jahrhundert entstandenen Bettelorden, der Franziskaner und Dominikaner, sind für die Predigt bestimmt gewesen, und bestehen mit wenigen Ausnahmen aus einem zwei- oder dreischiffigen Hallenbau, an dem sich unmittelbar der langgestreckte gewölbte Chor anschließt. Die Akustik dieser Kirchen scheint schon früh zu Bedenken und Klagen Veranlassung gegeben zu haben, denn anders lassen sich die Versuche nicht erklären, die, soweit bekannt, vom vierzehnten Jahrhundert an zur Verbesserung der Akustik in den Kirchen der Predigerorden angestellt sind. In einer von Bouteiller¹⁾ veröffentlichten Chronik des Zölestinerklosters in Metz, dessen Kirche 1861 niedergelegt ist, heißt es zum Jahre 1432²⁾, daß der Prior Ode-le-Roy, von einem Generalkapitel des Ordens zurückgekehrt, in dem Chore seiner Kirche Töpfe habe anbringen lassen, um die Akustik des Raumes zu verbessern, wie er es vorher in einer Kirche, wahrscheinlich derjenigen, in der das Ordenskapitel abgehalten war, gesehen hatte. Die Töpfe sind offenbar in die Mauern des Chores eingelassen gewesen, denn die Chronik spricht die Befürchtung aus, daß die Mauern dadurch an Festigkeit verlieren würden. Die Zölestiner, aus den Spiritualen hervorgegangen, gehörten als selbständige Gemeinschaft dem Franziskaner-Orden an. Die Wirkung dieses Hilfsmittels wird schon in der angezogenen Chronik in Zweifel gezogen; ja der Chronikschreiber hat sich nicht versagen können, eine spöttische Bemerkung dazu an den Rand zu schreiben und zu bemerken, daß die Töpfe besser fortgeblieben wären und nur dazu dienen, um Narren etwas weis zu machen. Dennoch ist das Mittel in zahlreichen Kirchen der Predigerorden und auch an anderen Orten zur Ausführung gekommen, wobei nicht unerhebliche Abweichungen in der Lage und Form der Töpfe vorkommen. Im allgemeinen finden wir die Schallgefäße fast nur in den Chormauern; hier hat offenbar der schmale, langgestreckte Chor ungünstig auf die Akustik eingewirkt und war das Bedürfnis nach einer guten Akustik am größten. Daher erklärt sich auch die schon früh auftretende mit einem schrägen Schalldeckel versehene hölzerne Rückwand des Chorgestühls.

Die Verbesserung der Schallwirkung durch Anbringung metallener oder tönerner Gefäße haben bereits die Griechen bei ihren Theaterbauten gekannt; Aristoteles, Problem. XI, 8 und Plinius, Nat. Hist. XI, 270 lassen darauf schließen. Nach Vitruv, Archit. V, 5 sollten die Gefäße zwischen den Sitzen in offenen Höhlungen so angebracht sein, daß sie umgestürzt, von allen Seiten frei, nur am vorderen Ende unterstützt waren. Es kann dahingestellt bleiben, ob die Predigermönche durch das Studium der Schriften Vitruvs auf den Gedanken gekommen sind, die Akustik ihrer Kirchen ebenfalls durch die Anbringung von Schallgefäßen zu verbessern; die Art der Anbringung ist jedenfalls bei ihnen eine ganz andere. Das Mittel hat auch, wie der Chronist der Zölestiner in Metz sehr richtig hervorhebt, nicht viel genützt, und diesem Umstande wird es zuzuschreiben

¹⁾ Bouteiller, Notice sur le convent des Célestins de Metz.

²⁾ Viollet-le-Duc, Dict. raison. de l'archit. fr. Tome 7, S. 471. — Jahrbücher des Vereins von Altertumsfreunden im Rheinland, XXXVI S. 35 ff. — Mitteilungen der K. K. Zentral-Kommission. VIII, 1863, S. 81.

sein, wenn die Kenntnis derselben im Laufe der Zeit ganz verloren ging. Allerdings soll noch im Jahre 1606 der Erbauer der Kirche des Klosters der „Schwestern im Bruch“ in Luzern das Mittel zur Anwendung gebracht haben, aber es dürfte das nur vereinzelt gewesen sein. Der im 18. Jahrhundert lebende Altertumsforscher Thorschmidt kannte die Schallgefäße noch und hielt sie für akustische Hilfsmittel in der von Vitruv angegebenen Weise. 1780 machte der Straßburger Archäologe Jeremias Jakob Oberlin, der Vater des



bekanntem Pfarrers Oberlin, in seinem Almanach auf die Schallgefäße zur Verbesserung der Akustik in Kirchen wieder aufmerksam, jedoch ohne weitere Beachtung zu finden. In den Kreisen der Architekten und Archäologen wurde man erst wieder darauf hingewiesen, als der Direktor des Museums in Arles, Huard, im Jahre 1842 in den Mauern des ersten Gewölbejochs (des Chores?) der Kirche Saint-Blaise daselbst eine Reihe tönerner Gefäße vermauert fand. Die aus gebranntem Ton hergestellten Gefäße befanden sich 6 bis 7 m über dem Kirchenfußboden und hatten zweierlei Form. Die einen, immer zu zweien in einer Höhlung der Mauer untergebracht, hatten die Gestalt von Trompeten oder Hörrohren (cornets); das sich nach hinten verjüngende Rohr war 31 cm lang, am Mundstück 3 cm und am Schalloch 10 cm weit. Das Schalloch oder die Stürze trat etwas aus der inneren Mauerfläche der Kirche heraus. Auf dem Rücken des Rohres befanden sich zwei Ansätze mit Löchern, die zur Anbringung eines Fadens zum Aufhängen gedient haben sollen (?). Die anderen Gefäße hatten eine ausgesprochene Topfform mit einem 22 cm im Durchmesser haltenden Bauche und einem schmal zu-

³⁾ Unger in den Jahrbüchern des Vereins für Altertumsfreunde im Rheinland, XXXVI, S. 35 ff.

laufenden Halse. Nach Cochet⁴⁾ kommen die trompetenförmigen Schallröhren in Frankreich besonders häufig in der Normandie vor, auch hat sie Mandelgreen, der Herausgeber der „Monuments scandinaves du moyen âge“, bei einer großen Anzahl mittelalterlicher Kirchen in Schweden und Dänemark nachgewiesen; ebenso Stassof und Gornostaeff⁵⁾ in verschiedenen alten Kirchen Rußlands.

In Deutschland sind sie, wie es scheint, noch nicht beobachtet; jedoch dürften die in den Ruinen der Homburg bei Stadtdoldendorf vor einigen Jahren bei der Freilegung der Burgmauern in dem Schutte des als Burgkapelle angesprochenen Raumes aufgefundenen, den Huardschen cornets ähnlichen Tongefäße akustischen Zwecken gedient haben. Die trompetenartigen Röhren (Abb. 11) sind aus gebranntem Ton, von hellgrauer Farbe auf der Bruchfläche, hergestellt; die Oberfläche ist innerhalb und außerhalb des Rohres rot oder dunkelgrau angelauten, je nachdem die Röhren mehr oder weniger in der roten Sollingerde der Homburg verschüttet gewesen sind. Geringe Mörtelspuren auf der Oberfläche eines Teils der Röhren lassen auf die einstige Vermauerung der Gefäße schließen.

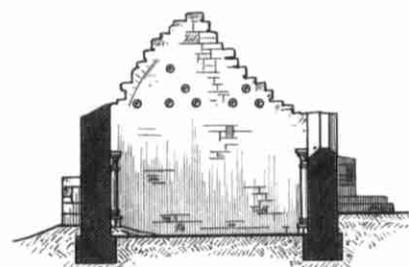


Abb. 12. Ostwand.

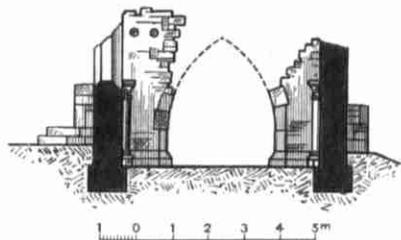


Abb. 13. Westwand.

Abb. 12 u. 13. Burg Altbaumburg b. Kreuznach. Ruine der Schloßkapelle.



Abb. 14. Schloßkapelle der Baumburg.

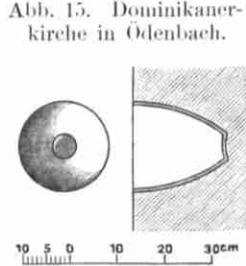


Abb. 15. Dominikanerkirche in Ödenbach.

Abb. 16. Schallurne an der Ruine der Schloßkapelle der Burg Altbaumburg b. Kreuznach.

Die Länge eines Rohres hat etwa 70 cm betragen; die Weite der Stürze kann zu 12 bis 15 cm, die mittlere Stärke des Rohres zu 24 mm und die Wandstärke zu 6 bis 7 mm angenommen werden. Die Mündung oder das Mündstück ist rund oder oval und 24 bis 32 mm weit. Die Verwendung der Röhren als Blasinstrumente oder Sprachrohre ist schon durch das zerbrechliche Material ausgeschlossen.

Ganz ähnliche Schallröhren sind auch bei der Freilegung der Reste der Burg Lichtenberg bei Salder, sowie angeblich bei der Asseburg gefunden⁶⁾, so daß man wohl annehmen darf, daß diese Art von Schallgefäßen auch in Deutschland häufiger vorkommt.

Bei den Kirchen der Predigerorden ist die, übrigens von Mandelgreen und den russischen Archäologen ebenfalls festgestellte Topfform der Schallgefäße vorherrschend, wenn nicht allein vorkommend, gewesen. Diese Form zeigt aber die mannigfachsten Abweichungen, wie auch die Anbringung derselben und die Wirkung, welche damit erzielt werden sollte, eine verschiedene war. In der ringum freien Kapelle der Burg Alt-Baumburg bei Kreuznach fanden der Baumeister Peters und der bekannte Altertumsforscher v. Cohausen in der Ost- und Westwand (Abb. 12 u. 13) fast 4 m über dem Fußboden Schallurnen aus gebranntem Ton vermauert, die in der fensterlosen Ostwand in der Fünfstellung (Abb. 14) angeordnet waren, eine Verteilung der Gefäße, die auch Viollet-le-Duc⁷⁾ an anderen Orten gefunden hat.

Eine ähnliche Anordnung der Schallgefäße (Abb. 15) ist in dem Chor des Prediger-Nonnenklosters in Ödenbach bei Zürich festgestellt, diese Anordnung konnte natürlich nur dort getroffen werden, wo es sich um nicht von Tür- und Fensteröffnungen durchbrochene Wandflächen handelte. Die Kapelle der Baumburg (Abb. 12 u. 13) ist ein

kleiner 5,50 m langer und 3,90 m im lichten breiter Raum, der nur wenige Personen fassen konnte. Die Dienstmannen des Burgherrn waren von dem Betreten der Kapelle ausgeschlossen und mußten vor dem in der Westwand befindlichen großen Mauerbogen außerhalb des Kapellenraumes der Andacht folgen. Hier haben also die Schallgefäße augenscheinlich den Zweck gehabt, den Ton zu verstärken, damit die Außenstehenden den Priester verstehen konnten. Darauf läßt auch die Form und Anbringung der Urnen schließen. Es waren 20 cm tiefe, am offenen Teile 18 cm weite, parabolisch gestaltete Töpfe (Abb. 16), die so vermauert waren, daß die Öffnung mit der inneren Wandfläche bündig blieb. Die Schallwellen wurden, wie bei dem Halbkuppelgewölbe einer romanischen Apsis, aus den Schalltöpfen konzentriert zurückgeworfen, so daß der Ton in der Tat eine Verstärkung erleiden konnte.

Bei den hohen, gewölbten Kirchen der Franziskaner und Dominikaner wird es weniger darauf angekommen sein, den Ton zur Verbesserung der Akustik zu verstärken, als ihn zu brechen oder zu dämpfen, um das die Predigt und den Gesang störende Nachhallen der Worte zu verhindern. In der ehemaligen Karthäuserkirche zu Pletriach in Unterkrain, einem Bau aus dem ersten Viertel des XV. Jahrhunderts, fand man eine Reihe tönerner Gefäße an den inneren Wänden in mittlerer Höhe angebracht, die von flaschenartiger Form mit dickem Bauche mit dem offenen Halse in der Mauer steckten, während die Wölbung des Bauches aus der Mauerflucht hervortrat. Die Länge der Gefäße betrug 0,25 m, die Breite 0,13 m und die Wölbung war mit 8 bis 10 Löchern versehen. Auch in der Domkirche in Marburg a. d. Drau waren Schallgefäße in ähnlicher Weise angebracht; jedoch besaß das Gefäß eine andere Form. Es ist ein mehr napfförmiges $5\frac{1}{2}$ m hohes Gefäß (Abb. 17) mit rechteckigem Grundrisse (?) und kreisrunder, fünfmal durchlöcherter Fußplatte⁸⁾; die offene Seite war in der Wand vermauert, während die siebartige Platte etwa $1\frac{1}{2}$ cm aus der Wand hervorragte. Der Volksmund nennt diese Töpfe „Stimace“, d. h. Stimmtöpfe. Die Durchbrechung der Wölbung der Urnen in Pletriach und der Fußplatte der Napfe in Marburg kann nur den schon angegebenen Zweck gehabt haben.

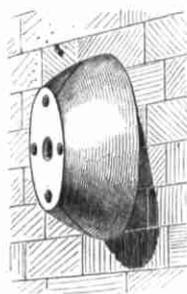


Abb. 17. Schallgefäß an der Domkirche in Marburg a. d. Drau.

Am verbreitetsten ist, soweit bis jetzt geurteilt werden kann, die Anordnung der Schalltöpfe zwischen den Schildbögen der Gewölbe und den Chorfenstern; sie liegen hier wagerecht in der Mauer, die Öffnung der inneren Mauerfläche zugekehrt. Beim Abbruch der alten Kirche in Ederleben bei Sangerhausen wurden in der oberen südlichen Chormauer fünf solcher Tongefäße und in der Giebelmauer der Klosterkirche Mariastuhl bei Egelu deren 10 gefunden; 1725 fand sie Thorschmidt⁹⁾ in der alten Kirche in Plötzke bei Gommern und 1828 wurden bei dem Abbruche der Kirche des Barfüßlerklosters in Halle a. d. S. kugelförmige Schallgefäße festgestellt.

In der ehemaligen Dominikanerkirche in Straßburg, dem bei der Belagerung 1870 zugrunde gegangenen Temple-Neuf¹⁰⁾, fand man oberhalb der Bögen der 11 Chorfenster unterhalb der Gewölbekappen Schallurnen vermauert, und zwar an jedem Fenster (Abb. 18)



Abb. 18.

Schallgefäße in der Dominikanerkirche in Straßburg.

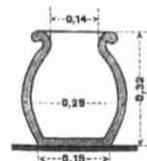


Abb. 19.



Abb. 20.

in regelmäßigem Abstände bis zur Spitze des Bogens 9 Stück; sie waren von gleicher Form und Größe, 32 cm hoch, 29 cm in der Wölbung und 14 cm an der Öffnung weit. Die anscheinend auf der Scheibe hergestellten Urnen (Abb. 19 u. 20) hatten auf der Außen-

⁴⁾ Mitteilungen der K. K. Z.-Kommission, VIII. Jahrg. 1863, S. 174.

⁵⁾ Mitt. d. K. K. Z.-K. VIII, 1863, S. 81.

⁶⁾ Nach freundlicher Mitteilung der um die Erforschung der Burgen im Braunschweigischen verdienten Regierungs- und Baurats Brinkmann in Braunschweig und Kreisbauinspektors Osten in Holzwinden.

⁷⁾ Viollet-le-Duc, Dictionnaire raisonné de l'architecture française du XI^e au XVI^e siècle, Tome 7, S. 471.

⁸⁾ Mitt. d. K. K. Z.-K. Neue Folge 1885, XI, S. XLVI.

⁹⁾ Thorschmidt, Antiquitates Plocenses, Leipzig 1725, S. 15.

¹⁰⁾ E. Salomon, Notice sur l'ancien Temple-Neuf und A. Straub, Poteries acoustiques de l'ancienne église des Domin. (Temple-Neuf) de Strasbourg im Bullet. de la société pour la conservat. des monuments hist. d'Alsace. Ser. II, Vol. 9, S. 225 ff.

fläche drei dem Akanthus nachgebildete Blattstreifen, schwach hervortretend und mit der Hand geformt. Der feine Ton zeigte im Innern eine fast weiße, äußerlich eine mehr graue Farbe, die Wandung war 4 bis 5 mm dick. Die Verzierung der von der Mauer ganz verdeckten Gefäße läßt vermuten, daß dieselben für den vorliegenden Zweck nicht besonders angefertigt sind.

Die Schallgefäße der vorhin schon genannten Kirche des Prediger-Nonnenklosters Odenbach (Abb. 5) haben eine schlanke, im untern Teile nur wenig gewölbte Form; der der Innenseite der Kirche zugekehrte Hals ist jedoch nicht weit genug, um eine akustische Wirkung zu erwarten, wie solche bei den Schallurnen der Kapelle der Baumburg angegeben ist.

Im Chor der Kirche St. Severin in Köln befinden sich an den Wandflächen zu beiden Seiten des Hochaltars in einer Höhe von etwa 6 m Schallgefäße eingemauert¹¹⁾, deren 14 cm weite Öffnungen dem Innern der Kirche zugekehrt sind. Die Wände sind mit posaunenblasenden Engeln in der Weise bemalt, daß die Schalltrichter (Stürze) der aufgemalten Posaunen durch die Öffnungen der Gefäße, gewissermaßen also plastisch, gebildet werden. Durch diese dem XIII. bzw. XIV. Jahrhundert angehörenden Darstellungen werden die Urnen unzweifelhaft als Schallgefäße gekennzeichnet. Die 34 cm hohen, im Bauche 19 cm weiten Urnen (Abb. 21) sind aus hartgebranntem sandigen Tone von schmutzig bräunlicher Färbung auf der Töpferscheibe hergestellt und je mit einem Henkel versehen, der beweist, daß die Gefäße nicht zu dem vorliegenden Zwecke besonders angefertigt sind, sondern ursprünglich als Krüge für Flüssigkeiten gedient haben.

Bei der Wiederherstellung der Kirche in Oberkirch bei Frauenfeld (Abb. 3 u. 4) im Kanton Thurgau in der Schweiz im Jahre 1425 wurden die Chorwände auf allen drei Seiten mit Schalltöpfen versehen, deren Form zwar einander ähnlich, deren Größe aber erheblich verschieden war, so daß auch hier die Urnen nicht besonders für den Zweck, der damit erzielt werden sollte, angefertigt zu sein scheinen. Auch die in der alten Kirche von Oberwinterthur im Kanton Zürich (Abb. 1 u. 2) gefundenen Schallgefäße waren verschieden von Gestalt: teils becherartig mit weiter Mündung, teils flaschenartig mit rundem Bauch und geradem engen Halse. Die letztere Form hat auch die aus der 1797 abgebrochenen Franziskanerkirche in Kyritz stammende Schallurne (Abb. 10), nur daß der Hals nicht stumpf auf den Bauch der Flasche gesetzt ist, sondern sich allmählich nach der Mündung verjüngt; bei beiden scheint übrigens nur der Hals auf der Scheibe gedreht zu sein. Die Kyritzer Kirche soll im Übergangsstile erbaut und im 13. Jahrhundert erweitert sein.

Ihrer Form nach stimmen die bei der ehemaligen Dominikaner-(Pauliner-)kirche in Braunschweig gefundenen Schallurnen (Abb. 6 bis 9) mit der Kyritzer Urne überein, nur daß sie weniger groß sind. Da der Chor dieser, dem 14. Jahrhundert angehörenden Kirche¹²⁾ an anderer Stelle erhalten und zur Aufnahme des Vaterländischen Museums in Braunschweig wieder aufgebaut werden soll, so mußte der Abbruch mit besonderer Vorsicht erfolgen: diesem Umstande ist es zuzuschreiben, daß ein großer Teil der Schallurnen fast unbeschädigt gerettet werden konnte. Die Kirche besaß die bei den Dominikanern übliche Grundrißform: der Chor legte sich als selbständiger Bau in der Breite des Mittelschiffs weit nach Osten vor. Die Höhe betrug vom Fußboden bis zum Gewölbeanfänger 15 m und bis zum Scheitel der Schildbögen der rechteckigen Kreuzgewölbe 18 m. Im ganzen sind 16 Schallgefäße aufgefunden, und zwar nur an der Südwand des Chores. In der Schildmauer des ersten und vierten (von Westen gerechnet) Gewölbejochs waren vier, in derjenigen des ersten Kappe des mit drei Seiten des Achtecks gebildeten Chorschlusses jedoch nur zwei vermauert, während die Schildfläche des zweiten Gewölbejochs deren sechs aufwies (Abb. 22 und 23). Die Gefäße waren zu beiden Seiten der spitzbogigen Maßwerfenster gleichmäßig in der Weise verteilt, daß zwei Urnen unterhalb des Gewölbescheitels, zwei bzw. vier (im zweiten Felde) in Kämpferhöhe der Fenster angebracht waren. In dem nur mit zwei Urnen besetzten letzten Felde befanden sich dieselben nur unterhalb des Gewölbescheitels. Weshalb man in dem letzten Felde nur zwei, in dem zweiten aber sechs Urnen in die Mauer gefügt hatte, läßt sich nur dadurch erklären, daß man an der letzteren Stelle den Schall besonders dämpfen wollte. Wahrscheinlich hat sich das Gestühl des Konvents nur an der Nordseite des Chores befunden, so daß gegen die Südwand gesprochen oder gesungen

werden mußte, und ist dem zweiten Felde gegenüber der Platz des Lektors oder Kantors gewesen. Offenbar sind jedoch ursprünglich für jedes der vier Felder vier Schallgefäße bestimmt gewesen, und ist die Anbringung der unteren Urnen im letzten Felde nur unterblieben, um diese im zweiten Felde zu verwenden. Die Möglichkeit, die unteren Gefäße auch im letzten Felde anzubringen, ist jedenfalls vorhanden gewesen, während die Polygonseiten des Chors keinen Raum dazu zwischen Fenster und Gewölbe geboten hätten.

Die Urnen bestehen aus einem dunkelgrauen, gebrannten Tone



Abb. 21. Schallgefäß in St. Severin in Köln a. Rh.

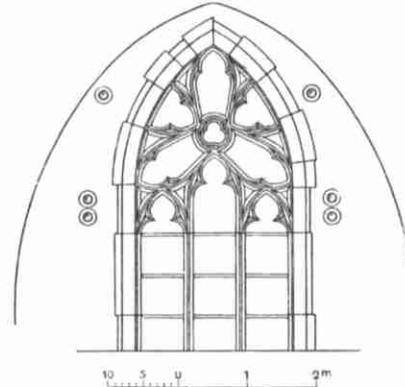


Abb. 22.

Schallgefäße in der Dominikanerkirche in Braunschweig.



Abb. 23.

und sind anscheinend nicht auf der Scheibe hergestellt; die Halsöffnung ist bei allen schwach ungekrempf. Ihre Größe ist nicht gleich, wie auch die eine mehr oder weniger dickbauchig ist, als die andere. Die Höhe schwankt zwischen 26 und 26½ cm, die Halsöffnung zwischen 9 und 10¼ cm und die Bauchweite zwischen 23 und 27 cm; die Wandstärke zwischen 4 und 5 mm bei jeder Urne. Die Gefäße lagen wagerecht, die Öffnung der inneren Mauerfläche zugekehrt; sie waren mit Kalkmörtel fest mit dem Mauerwerk verbunden. Die Öffnung des Halses war mit Ziegelbrocken in Kalkmörtel fest verschlossen; dieselbe schnitt mit der Mauerfläche ab, so daß der Wandputz darüber hinwegging und niemand das Vorhandensein der Töpfe vermuten konnte. Jedes Gefäß war fast bis zur Hälfte mit Rasen- oder Moorerde gefüllt (Abb. 9); die Füllung muß vor dem Vermauern in die Gefäße und zwar in feuchtem Zustande gebracht sein, weil sie sich kugelförmig nach oben festgestampft oder geknetet zeigte. Das konnte nur in aufrechter Stellung der Urne möglich sein, auch war es nur der festen Packung und Feuchtigkeit wegen ausführbar, die Urne in die wagerechte Stellung zu bringen, ohne die Packung zu verschieben. Der Verschluss der Halsöffnung und die anfangs vorhandene Mauerfeuchtigkeit haben jedenfalls das ihrige dazu beigetragen, die Erde Jahrhunderte lang in der ursprünglichen Lage zu halten. Da die Füllung nur in aufrechter Lage in die Urnen gelangt sein kann, so wird hierdurch auch der Beweis erbracht, daß die Schließung der Halsöffnung vor der Einmauerung der Gefäße bewirkt ist; die Öffnung der Töpfe lag also nicht offen vor der Wand, wie solches in anderen Fällen beobachtet ist, sondern von dem Wandputz verdeckt.

Fragen wir nach dem Zweck der — sonst bei Schallgefäßen noch nicht festgestellten — Füllung, so wird mit der Beantwortung der Frage die Zweckbestimmung der Urnen überhaupt beantwortet. Rasen- oder Moorerde ist ein schlechter Schalleiter und die Gefäße mit ihrem Inhalt hatten hier den Zweck, den Schall zu dämpfen, um das Nachhallen in dem schmalen, hohen, gewölbten Raume zu verhindern. Ob sie diesen Zweck erfüllten, steht allerdings, da die Anzahl der Urnen gegenüber dem großen Raume und den glatten Wand- und Gewölbe-Flächen nur gering war, dahin, und man wird geneigt sein, sich dem Zweifel an der Wirksamkeit der Schallgefäße, welchen der Chronist der Zölestiner in Metz ausgesprochen hat, anzuschließen. Zum Schluß mag noch erwähnt werden, daß die Zweckbestimmung der tönernen Gefäße in den Wänden gewölbter mittelalterlicher Kirchen als Schallverstärker oder Schalldämpfer überhaupt bezweifelt ist¹³⁾, ohne eine andere Deutung anzugeben. Die Behauptung, daß sie einen dekorativen Zweck gehabt hätten oder zur Aufnahme von Reliquien bestimmt gewesen wären¹⁴⁾, trifft für die vorliegenden Fälle nicht zu.

Braunschweig.

Hans Pfeifer.

¹³⁾ Dr. F. W. Wiggert, Neue Mitteilungen des Thüringisch-Sächsischen Vereins für Erforschung des Vaterländischen Altertums, Bd. I, S. 101 ff.

¹⁴⁾ Sitzungsbericht der General-Versammlung des Gesamtvereins der deutschen Altertums- und Geschichts-Vereine in Halberstadt vom 19. September 1865, Sekt. II.

¹¹⁾ Alex. Schnütgen, Zeitschr. f. christl. Kunst, 1888, Nr. 7, S. 247.

¹²⁾ Denkmalpflege, 1903, S. 12.

Die Bau- und Kunstdenkmäler des Stadt- und Landkreises Halberstadt.

In einem ansehnlichen, reich ausgestatteten Bande liegt uns die umfangreiche und gründliche Bearbeitung der Denkmäler eines der wichtigsten Bezirke der Provinz Sachsen vor. Der Reichtum der Kreise Halberstadt, Land und Stadt, an Denkmälern aller Zeiten vom frühen Mittelalter an hat in dem Prov.-Konservator Dr. Doering einen Bearbeiter gefunden, dessen Werke*) man es ansieht, wie er mit unendlicher Mühe und Sorgfalt alles Bemerkenswerte zusammengetragen und mit Lust und Liebe zur Sache seine Aufgabe erfaßt und gelöst hat. Eine kurze Einleitung stellt uns das ehemalige Stift Halberstadt in seiner Bodenbeschaffenheit vor Augen, um gleich zu der wichtigen Frage seiner Besiedlung überzugehen und damit zur Geschichte der einzelnen Ortschaften, die uns ausführlich und erschöpfend im Texte vorgetragen wird. Die eingehende geschichtliche Behandlung von Stadt und Land hat dem Buche nicht wenig Freunde erworben. Spricht es doch zum besonderen Lobe des Werkes, wie der Verfasser dieser Besprechung hat feststellen können, daß es z. B. in Kreisen der Bürgerschaft der Stadt Halberstadt Verbreitung gefunden hat, die bisher der Geschichte ihrer Stadt und ihren Denkmälern fremd gegenüberstanden. Naturgemäß nimmt die Stadt Halberstadt, die an Einwohnerzahl und ehemaliger Bedeutung die Ortschaften des Landkreises so weit übertrifft, räumlich und inhaltlich die erste Stelle ein, und doch sind die kleineren Ortschaften und Städte nicht zu kurz gekommen. Denn es sind gerade aus dem Landkreise eine Menge von Daten beigebracht und werden Denkmäler vorgeführt, die weiteres Interesse wecken werden. Wer vermutete z. B. in den vom Verkehr abseits liegenden Städtchen solch interessante Einzelheiten, wie sie Osterwieck und Hornburg mit ihren Fachwerkbauten, wie sie Derenburg und der Regenstein mit geschichtlichen Erinnerungen und manches Dorf mit Resten romanischer Kirchen und mit altem Gerät uns bieten. Gewiß mußte der Verfasser sich manche Beschränkung bei den Abbildungen auferlegen, sollte der Umfang seines Werkes nicht zu groß werden; dafür hat er uns aber das Vorzüglichste, ein jedes ein Muster seiner Art, gebracht. Wir weisen auf die malerischen Ansichten vom Dom in Halberstadt, der alten Liebfrauen- und der Paulskirche hin, auf die Denkmäler der Bildhauerei und der Kleinkunst in diesen Kirchen, das Chorgestühl und die Wandteppiche im Dom, die Chorschranken in der Liebfrauenkirche, die romanischen Wandmalereien in der letzteren und der Paulskirche, ferner auf die Entdeckungen, die Dr. Doering bei seinen Untersuchungen über die Baugeschichte der Liebfrauenkirche machte. Auch aus den übrigen Kirchen wird uns noch manches beachtenswerte Stück gezeigt; vielleicht hätte der große Reichtum des Halberstädter Domes an kirchlichem Gerät und priesterlichen Gewändern, an Bildwerken aller Art — 400 Nummern sind verzeichnet — auch in den Abbildungen ausführlicher behandelt werden können, umsomehr, weil die besten Stücke selten gezeigt zu werden pflegen und ihre Besichtigung

*) Beschreibende Darstellung der älteren Bau- und Kunstdenkmäler der Provinz Sachsen. Herausgegeben von der historischen Kommission der Provinz Sachsen. 23. Heft. Die Kreise Halberstadt, Land und Stadt. Bearbeitet von Dr. Oskar Doering. Halle a. d. S. 1902. Otto Hendel. VII u. 541 S. in gr. 8^o mit 221 Abb. im Text, 23 Tafeln und 1 Karte. Geh. Preis 20 M.

nicht ohne weiteres zu erreichen ist. Ein dankbares Feld bot sich dem Verfasser auch in den Halberstädter Profanbauten, die eingehend gewürdigt sind. Unter diesen sind es hauptsächlich die Dompropstei und das Rathaus, auf die unsere Aufmerksamkeit gelenkt wird, ferner der Petershof, ein Denkmal fürstlich-bischöflicher Baulust, und die Kommissie. Halberstadts Glanzzeit in der Vergangenheit bildet die Regierung des Bischofs Heinrich Julius von Braunschweig, ihm verdankt die Stadt die Dompropstei und die Kommissie, und unter seiner Regierung ist die Mehrzahl der noch vorhandenen Bürgerhäuser erbaut. Wenn wir in den landesherrlichen Gebäuden und dem Dome die Vertreter bischöflicher Macht erblicken, so können wir nicht minder die Kraft des Bürgertums in seinem Rathause erkennen. Das Rathaus verdient die eingehende Beschreibung; es ist ein bezeichnendes Beispiel der norddeutschen Rathäuser des 14. und 15. Jahrhunderts. Der eingehend behandelte Roland ist unzertrennlich von ihm. Nicht ganz befriedigt die Ansicht des Verfassers über die große Bogenöffnung im Ostgiebel, die durch den unter die Abbildungen aufgenommenen Renaissance-Vorbau verdeckt wird. Diese Bogenöffnung wird als Eingangstür zum oberen Stockwerke mittels einer hölzernen Treppe erreichbar bezeichnet, während sie von Lokalforschern für eine Loggia gehalten wird, in der am Tage des St. Hilarius, am Tage der „Ratsveränderung“ der neugewählte Rat dem Volke vorgestellt wurde, denn auf diesen Vorgang deutet das vom Verfasser erwähnte Flachbild mit den Musikantentiguren hin. Dem Halberstädter Fachwerkbau ist ein besonderes Kapitel gewidmet. Eine dankenswerte Zusammenstellung weist uns 721 Fachwerkhäuser aus der Mitte des 15. bis Anfang des 18. Jahrhunderts nach. Die große Zahl der noch erhaltenen Häuser ermöglicht eine ziemlich genaue Zeitstellung dieser Bauten, denn sie bilden eine fast nicht unterbrochene Reihe der Entwicklung von den gotischen bis zu den Häusern des vollständigen Aufhörens dieser volkstümlichen Bauweise. Der Verfasser teilt sie dementsprechend in fünf Abschnitte ein. Nachbildungen der vorzüglichsten Aufnahmen des Bauinspektors Sommer geben uns scharfe Bilder mancher Einzelheiten besser, als die Photographie es ermöglicht. Wir weisen auf die vom Schuhhofe hin, der im Frühjahr v. J. ein Raub der Flammen wurde (vgl. Jahrg. 1903 d. Bl., S. 47) und dessen Untergang leider auch den Abbruch des benachbarten Hauses vom Jahre 1525, damit des letzten der schönen Gruppe am Fischmarkt zur Folge hat; auf S. 471 sind uns Einzelheiten dieser Häuser in einer Sommerschen Aufnahme überliefert.

Den Schluß bilden die eigenartigen Bauten des Domherrn von Spiegel auf den Spiegelsbergen bei Halberstadt, die in der Zeit nach dem siebenjährigen Kriege errichtet sind; leider sind sie stark verfallen und vernachlässigt, jetzt jedoch in den Besitz der Stadt Halberstadt übergegangen, die sich ihre Erhaltung sicher wird angelegen sein lassen. Mit einem warmgehaltenen Endworte wird uns ein Überblick über die Vorzüge und die Bedeutung der Halberstädter Denkmäler gegeben, und wenn auch für Halberstadt jetzt eine bessere Zeit der Würdigung und der Erhaltung des geschichtlichen und künstlerischen Erbes der Vergangenheit gekommen ist, so ist dieses nicht zum wenigsten ein Verdienst des vorliegenden Werkes und seines Verfassers. S.

Vorschlag für die weitere Ausgestaltung des Museums für deutsche Volkstrachten in Berlin.

Ein Stiefkind unter den Berliner Museen war bisher das Museum für deutsche Volkstrachten in der Klosterstraße 36, Berlin C., das lediglich durch private Mittel, reiche Gönner und Verehrer R. Virchows zusammengetragen ist. Vor einiger Zeit verlautete durch die Tagespresse, daß diese herrliche Sammlung in die Verwaltung des preußischen Staats übergegangen sei und von nun an vermehrter Würdigung und und neuem Aufblühen entgegengehe. Damit scheint das Stiefkind volle Kindesrechte erworben zu haben und kann nun seinen Brüdern und Schwestern ebenbürtig an die Seite treten. Ob nun bereits Beschlüsse gefaßt sind, über die weitere Ausgestaltung und Unterbringung des Museums ist mir nicht bekannt. Desungeachtet will ich mit einem Vorschlage nicht zurückhalten.

Im Sommer des Jahres 1896 war der Unterzeichnete im Auftrage des Oberpräsidenten der Provinz Schleswig-Holstein zum Studium nordischer Frauenhausfließwebereien nach Dänemark, Schweden und Norwegen geschickt. Bei dieser Gelegenheit lernte ich Bernhard Olsens Folkemuseum in Kopenhagen, Dr. Karlins Freiluftmuseum in Lund und Hazelius Volksmuseum und Tiergarten auf Skansen kennen (vgl. Zentralbl. d. Bauverw. Jahrg. 1897, S. 425 und Denkmalpflege Jahrg. 1900, S. 26). Die Bauernhäuser in Lyngby bei Kopenhagen (vgl. Jahrg. 1902 d. Bl., S. 62) und das altnordische Freiluftmuseum in Holmenkollen bei Christiania waren damals noch nicht vorhanden. Das Kopenhagener Folkemuseum, in einer Mietskaserne untergebracht,

war — wenn auch Zimmer verschiedener Landschaften sich in angenehmer Weise geltend machten — vollgeproppert mit allerlei schönen volkskundlichen Sächelchen, die aber die Besucher ermüdeten und kalt ließen. Lieblicher und lustiger wandelte man durch Dr. Karlins Freiluftmuseum in der Universitätsstadt Lund. Um schilfbewachsene Dorfteiche und grüne Rasenplätze lagen eine kleine Holzkirche und eine Anzahl Blockhäuser verschiedener schwedischer Landschaften, ein kleines Wirtshaus, die „Traube“, barg gleichzeitig das „Billetkontor“; Direktorwohnung und Museum lagen abseits von jener Dorfgemeinde und störten ihren Charakter nicht. Wie anmutend diese Schöpfung Karlins auch wirkte, gegen Hazelius „Skansen“ ist sie nur eine Puppenstube. Auf einer prächtigen Anhöhe mit meilenweiter Fernsicht auf den Mälaren und über ganz Stockholm, mit Grotten und natürlichen Gneisfelsgruppen, ausgedehnten Rasenplätzen und Kiefernbeständen stehen bewohnte und bewirtschaftete Hütten der Lappländer, Blockhäuser der Dalekarlen, Sommer- und Winterwohnungen der Eskimos, ein Bauernhof mit vollständiger Einrichtung aus Halland, eine Sennhütte mit Ziegen und gotländischen Ponys, eine Teerbrennerei, ein Köhlermeiler, das Modell einer nordischen Holzschneidemühle mit Hafenanlage und die Nachbildung einer schwedischen Steinkohlengrube. An den Wegen, die alle nach großen Männern oder Frauen Schwedens benannt sind, sitzen hier oder da einfache Dorfmusikanten und spielen

alte melancholische Weisen, große Vogelkäfige bergen die nordischen Raubvögel und Bärenzwingler Prachtstücke brauner und weißer Bären; auf einem nackten Felsen ist das Renntiergehege. Alle Angestellten auf Skansen zeigen sich in farbenprächtigen schwedischen Nationaltrachten, und an Sonntagnachmittagen wird sogar auf dem „Dansplan“ nach altväterischer Dorfmusik getanzt. — Für Volksverdummung, Berausung der Sinne, Entsittlichung usw. ist auf Skansen kein Raum; die vielen Besucher fühlen sich hier der drückenden Enge der Großstadtstraßen entrückt; Wirtshäuser in deutschem Sinne gibt es hier nicht, wohl aber kann man reine fette Milch, frische Buttermilch, Kaffee und Schokolade und allerlei Speisen bekommen. — Den 30 bis 40 Hektar großen Platz überragt um ein Bedeutendes der Turm „Bredablick“ mit wundervoller Aussicht auf das Venedig des Nordens. Der Inhalt der drei Museen in der Drottninggatan, der wohl jetzt im „Nordiska Museet“ untergebracht ist, wirkte auf den Beschauer nicht anders als andere derartige Sammlungen. Die Anlage „Holmenkollen“ bei Christiania auf einem 317 m hohen Hügel, Skansen nachgeahmt, bietet aber insofern Neues, als im Winter hier auch die großen Skiwettkämpfe ausgefochten werden können. Die Bestrebungen der Schweden Hazelius und Karlin, Museen als lebenswahre Darstellungen kulturgeschichtlicher Zeiten zu schaffen, haben erst später in Deutschland Eingang gefunden. Wir Deutschen wußten wohl — wenn auch die Wissenschaft der Volkskunde lange ein unbeschriebenes Blatt gewesen ist — wie unser Volk dachte, was es glaubte, sprach, sang und wie es tanzte; wie es aber seine Häuser baute, wie es seine Höfe, Dörfer, Gärten und Fluren anlegte, wie es in Stube, Küche und Keller wirtschaftete, wie es die Viehzucht betrieb, Ackerbau, Jagd und Fischfang auszütüben verstand, welcher Fuhrwerke man sich bediente, wie man die Feste feierte, welche Hausfleißgewerbe man pflegte, darauf hatte noch niemand acht gegeben. — Die durch den Schleswig-Holsteiner Willh. Mannhardt zur Wissenschaft erhobene Volkskunde mußte erst in England unter dem Namen „Folklore“ weiter entwickelt werden, um danach auch in Deutschland Förderer wie Müllenhoff und Virchow zu finden. Zur Aufstellung und Rettung der ältesten Bauernhaustypen ist man in Deutschland sehr spät gekommen. Im Jahre 1899 wurde mit Hilfe der Provinz Schleswig-Holstein seitens des Kreises und der Stadt Husum auf Anregung des Verfassers ein altsächsisches, ostentfelder Bauernhaus, das in Gefahr stand, von Bernh. Olsen nach Kopenhagen verschleppt zu werden, angekauft und inmitten eines schönen Platzes in der Stadt Husum wieder aufgestellt (vgl. hierzu Denkmalpflege Jahrg. 1902, S. 53 und Nr. 11 des Daheim 1903). Es besteht der Plan, neben diesem sächsischen Beispiel noch ein Festlandfriesen- und Halligenhaus aufzubauen. Alle drei Häuser werden mit Innenausstattung etwa 30 000 Mark kosten. 1901 wurde das Altonaer Museum (vgl. Zeitschr. f. Bauw. 1902) eröffnet, das in seiner kulturgeschichtlichen Abteilung neben einer ganzen Anzahl reizender schleswig-holsteinischer Bauernstuben auch den oberen Teil einer Ostentfelder Bauern-

stube zeigt. Das reich ausgestattete Flensburger Museum (vgl. Zeitschr. f. Bauw. 1903), das 1903 eröffnet wurde, hat in seinen Bauernstuben wahrhaft künstlerisches Geschick walten lassen und ein Werk geschaffen, das vielmehr gewürdigt zu werden verdiente. Auch in das germanische Museum in Nürnberg sind kürzlich eine Anzahl Bauernstuben eingebaut. Endlich muß noch der Tat eines einzelnen Privatmannes gedacht werden: Herr Dr. med. Tetens in Kiel hat in Hasseldiecksdamm, in unmittelbarer Nähe der Stadt, ein altes sächsisches Bauernhaus angekauft und dasselbe mit altertümlichem Hausrat ausgestattet. Ein betagtes Arbeiterhepaar liegt in dem Gewese der Landwirtschaft ob. Wie verlautet, soll auch der hamburgische Staat die Absicht haben, demnächst in Bergedorf bei Hamburg ein Vierländer Bauernhaus aufzustellen. Ob aus der Errichtung eines sächsischen Bauernhauses bei Stade in der Provinz Hannover etwas geworden ist, weiß Verfasser nicht zu sagen. Überall in deutschen Landen aber zeigt sich augenblicklich das Bestreben, das zugrunde gehende, gute Alte der Anschauung wenigstens zu erhalten und die Museen so auszustatten, daß jeder Gegenstand in ihnen an seinem alten Platz und in seinem kulturgeschichtlichen Rahmen vorgeführt werde. Langweiliger Führer bedarf es nicht mehr: die Gegenstände reden selbst eine vernemliche Sprache.

Wohin nun der Vorschlag des Verfassers für die weitere Ausgestaltung des deutschen Volkstrachten-Museums geht, ergibt sich eigentlich von selbst aus den vorstehenden Ausführungen. Berlin, die Hauptstadt des Deutschen Reiches, bedarf eines volkswissenschaftlichen Museums nach Art „Skansens“ und „Holmenkollens“. Die gesamte Ausstattung für die verschiedenen Bauern- und Fischerhausarten ist in dem Trachtenmuseum vorhanden. Ein Staatsstück, wie das Hindeloopener Zimmer und die reichen Schätze von der Januuder Küste, die im Anfang der neunziger Jahre durch Dr. Jahn in Schleswig-Holstein erworbenen kunstgewerblichen und häuerlichen Hausratstücke, sämtliche Castanschen Trachtenfiguren, alles Vorhandene, wäre verwendbar. — Woher aber soll man die Bauernhäuser selbst nehmen? — An wohl erhaltenen Bauernhaustypen ist noch kein Mangel; das beweist uns das vom Verbands deutscher Architekten und Ingenieurvereine herausgegebene Werk über „Das Bauernhaus im Deutschen Reiche und in seinen Grenzgebieten“. Nach einigen Jahren aber werden Wohlstand und Neuerungssucht der Bewohner Veranlassung geworden sein, die schönen alten Haustypen verschwinden zu lassen, oder Altersschwäche und Feuer werden unter ihnen aufräumen. Der Aufbau der Häuser außerhalb Berlins — etwa im Grunewald — könnte nach und nach geschehen. Der Kostenpunkt würde unbedeutend sein. — Und wer würde diese Häuser besuchen? Das Volk in allen seinen Schichten. Ein Museum dieser Art ist ein Volksbildungsmittel erster Klasse. Den Künstlern bietet es eine nie versiegende Fundgrube reicher Motive.

Husum.

Magnus Voß.

Vermischtes.

Die wiederhergestellte Marienkirche in Königsberg i. Franken (Jahrg. 1902 d. Bl., S. 39) ist am 19. Juli d. J. eingeweiht worden. Über die Kirche berichtet eine zur Einweihung vom Professor Leopold Oelenheinz, dem Leiter der Wiederherstellungsarbeiten, verfaßte und mit Abbildungen ausgestattete Festschrift, die im Verlage des Kirchenbauausschusses erschienen ist.

Den Schutz der vorgeschichtlichen Denkmäler behandelte der Museumsdirektor Seger in einem Vortrage auf der 35. Versammlung der Deutschen anthropologischen Gesellschaft, die am 5. August d. J. in Greifswald stattfand. Die Ausführungen des Herrn Vortragenden sind in einer der 35. Versammlung vorgelegten und im Druck erschienenen Denkschrift*) enthalten und bilden die Begründung der Vorschläge von Maßnahmen zum Schutze der vorgeschichtlichen Denkmäler, die der zur Prüfung der Frage eingesetzte Ausschuß, bestehend aus Prof. Dr. J. Ranke, Generalsekretär der Deutschen anthropologischen Gesellschaft in München, Ministerialrat a. D. Soldan in Darmstadt, Geheimem Regierungsrat Prof. Dr. A. Voss, Direktor der vorgeschichtlichen Abteilung des Museums für Völkerkunde in Berlin, und Dr. H. Seger, II. Direktor am Schlesischen Museum für Kunstgewerbe und Altertümer in Breslau, am Schlusse der genannten Denkschrift in folgenden Sätzen niedergelegt hat:

1) Der Erlaß von eigenen Denkmalschutzgesetzen in allen Bundesstaaten.

Als Vorbild können im allgemeinen die einschlägigen Bestimmungen des Denkmalschutzgesetzes für das Großherzogtum Hessen vom 16. Juli 1902 bezeichnet werden.

2) Die Einsetzung besonderer Konservatoren (Denkmalpfleger) für die vorgeschichtlichen Denkmäler.

*) Hans Seger, Der Schutz der vorgeschichtlichen Denkmäler. Druck von Graß, Barth u. Ko. (W. Friedrich) in Breslau.

Zu solchen sind in erster Linie die Vorstände der betreffenden Landes- oder Provinzialmuseen zu berufen.

3) Die Stärkung und reichlichere Ausstattung der prähistorischen Museen mit Geldmitteln und Arbeitskräften, womöglich Schaffung besonderer Fonds zu dem Zwecke, gefährdete Denkmäler oder Fundstellen zu sichern, größere wissenschaftliche Untersuchungen auszuführen und eine Denkmälerstatistik vorzubereiten.

Den Richtstein in Prenzlau, einer der wenigen, die noch an Ort und Stelle erhalten sind, beabsichtigt die Stadtverwaltung „aus Verkehrsrücksichten“ aus dem Straßenpflaster, mit dem seine Oberfläche jetzt bündig liegt, zu entfernen. Sein Platz ist unweit der Stelle, wo ehemals der hölzerne Roland stand, dessen Reste jetzt im Prenzlauer Museum sind. Hier wurde in früheren Jahrhunderten „das peinliche Halsgericht geheget“ und auch zwei treulose Bürgermeister mußten hier ihr Leben lassen, nachdem ihnen vorher die Schwurhände abgehauen worden waren, weil sie die brandenburgische Stadt an Pommern verraten hatten. Daß der Stein (ein Granitfindling) nur an seiner jetzigen Stelle Wert und Bedeutung hat, bedarf keiner weiteren Frage. Der Konservator der Provinz Brandenburg hat denn auch zur rechten Zeit seinen Einspruch gegen die Entfernung erhoben.

Inhalt: Harzer Fachwerkbauten. — Schallgefäße in mittelalterlichen Kirchen. — Die Bau- und Kunstdenkmäler des Stadt- und Landkreises Halberstadt. — Vorschlag für die weitere Ausgestaltung des Museums für deutsche Volkstrachten in Berlin. — Vermischtes: Einweihung der wiederhergestellten Marienkirche in Königsberg i. Franken. — Vortrag über den Schutz der vorgeschichtlichen Denkmäler. — Richtstein in Prenzlau.

Für die Schriftleitung verantwortlich: Friedr. Schultze, Berlin.
Verlag von Wilhelm Ernst u. Sohn, Berlin.
Druck der Buchdruckerei Gebrüder Ernst, Berlin.